

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 44

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

3. Fortsetzung

Ja, aber was ist denn mit ihr? Was hat sich verändert?... Was meinen Sie?» stammelte der alte Mann mit ganz trockenen Lippen.

«Lieber Freund, Sie machen's einem wirklich schwer. Jede Sorge ist überflüssig, nochmals mein Wort, mein Ehrenwort. Wenn es etwas Ernstliches wäre, würde ich doch nicht vor einem Fremden... pardon, Herr Leutnant, ich mein es nicht unfreundlich, ich mein nur... dann würde ich doch nicht so vom Fauteuil aus sprechen und dabei so behaglich von Ihrem guten Kognak — es ist wirklich ein ausgezeichnete Kognak — trinken.»

Er lehnte sich wieder zurück und schloß einen Lider-schlag lang die Augen.

«Ja, das ist schwer, so aus dem Handgelenk zu erklären, was sich bei ihr verändert hat. Sehr schwer, weil es schon ganz am obersten oder untersten Rand des Erklärbaren liegt. Aber wenn ich zuerst vermutet hatte, ein fremder Arzt habe sich in die Behandlung eingemischt — wirklich, ich glaub es nicht mehr, Herr von Kekesfalva, ich schwör's Ihnen — so war's, weil heut zum erstenmal etwas zwischen Edith und mir nicht recht funktionierte — der normale Kontakt war nicht da... warten Sie... vielleicht kann ich's deutlicher ausdrücken. Ich meine... es entsteht bei einer längeren Behandlung unvermeidlich ein gewisser, ein bestimmter Kontakt zwischen dem Arzt und seinem Patienten... vielleicht ist es sogar schon zu grob, diese Bezeichnung einen Kontakt zu nennen, was doch im letzten Berührung, also etwas Körperliches meint. Ja, höchst, höchst sonderbar sind diese Zwischenschwüngen, man kann sie nicht fassen und noch weniger messen.»

«Aber wie... wie äußert sich das?» keuchte Kekesfalva. Ich sah, alle Beschwörungen Condors vermochten ihn nicht zu beruhigen, und seine Stirne glänzte feucht.

«Wie es sich äußert? Nun, eben in Kleinigkeiten, in Imponderabilien. Schon bei den Streckproben merkte ich, daß sie Widerstand gegen mich einsetzte; ehe ich noch anfangen konnte, richtig zu untersuchen, revoltierte sie schon: «Unnötig, es ist das Gleiche wie sonst», und sonst wartete sie doch ungeduldigst auf meinen Befund. Dann, als ich bestimmte Übungen vorschlug, machte sie dumme Bemerkungen wie: «Ach, das wird ja auch nicht helfen» oder «Damit kommt man auch nicht weit vorwärts». Ich gebe zu — solche Bemerkungen sind an sich ohne Wichtigkeit — schlechte Laune, überreizte Nerven — aber bislang, lieber Freund, hat Edith so etwas nie zu mir gesagt. Na, vielleicht war's wirklich nur schlechte Laune... kann jedem passieren.»

«Aber nicht wahr... zum Schlechteren hat sich nichts verändert?»

«Wie viele Ehrenworte soll ich Ihnen noch auf den Tisch legen? Wenn das Mindeste los wäre, würde ich doch als Arzt ebenso beunruhigt sein wie Sie als Vater, und bin's, wie Sie sehen, nicht im geringsten. Im Gegenteil, dies Aufmucken gegen mich mißfällt mir ganz und gar nicht.

Wenn man jetzt zum Beispiel eine neue Kur mit ihr anfangen wollte, könnte man ihr jede Anstrengung zumuten; vielleicht wäre jetzt sogar der gegebene Augenblick, die psychischen Kräfte, die gerade in ihrem Fall so entscheidend sind, ins Spiel zu bringen. Ich weiß nicht — er hob den Kopf und sah uns an — «ob Sie mich ganz verstehen.»

«Natürlich», sagte ich unwillkürlich; es war das erste Wort, das ich an ihn richtete. All das schien mir so selbstverständlich und klar.

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Die Geschichte des Kavallerie-Leutnants Anton Hofmiller — Stefan Zweig läßt ihn seine Erlebnisse in Idiforn erzählen — beginnt Mitte Mai 1914 in einem österreichischen Garnisonsstädtchen, wo die lebenslustigen Offiziere jede Abwechslung im ewigen Einerlei der Diensttage hochwillkommen heißen. Für den jungen Leutnant Hofmiller bedeutet es darum ein besonderes Vergnügen, daß er durch die Vermittlung des Herrn Apothekers im Schlosse des Herrn von Kekesfalva zu einer «Gesellschaft» eingeladen wird. Einer dienstlichen Verdringung wegen kommt er etwas zu spät, die Herrschaften sitzen bereits bei Tisch. Der gute Wein und die rassistige Tanzmusik machen den jungen Menschen übermütig und glücklich. Plötzlich fällt ihm ein, daß da irgendwo noch eine Tochter des Hauses vorhanden sein muß, die zum Tanze aufzufordern er versäumt hat. Er sieht in einer Boudoirdecke ein junges Ding sitzen, in dem er Fräulein Kekesfalva zu erkennen glaubt, fordert es artig zum Tanze auf — und schon ist die Katastrophe da. Das junge Geschöpf verfällt in einen Weinkampf und Hofmiller wird von Ilona, der Nichte Kekesfalvas, aufgeklärt, daß die 17jährige Edith an den Beinen gelähmt sei. Im Gefühl, eine unselige Tölpelrolle begangen zu haben, verläßt er fluchtartig das Haus. Die Sache muß gutgemacht werden. Er schickt Blumen und erhält prompt eine Einladung von Edith von Kekesfalva, der er sofort Folge leistet. Die Gelähmte und ihre Cousine Ilona empfangen ihn liebenswürdig, verschücheln seine Befangenheit, und als Herr von Kekesfalva sich zu ihnen gesellt, findet er die drei jungen Menschen im schönsten und fröhlichsten Einvernehmen. Ein Mißton entsteht nur durch den Aufbruch Ediths, die sich weigert, getragen zu werden, und mühsam an ihren Krücken das Zimmer verläßt. Nach ihrem Weggang erzählt ihr Vater dem jungen Leutnant, was für ein Wildfang das Kind früher gewesen sei, bevor es von dieser rätselhaften Lähmung heimgesucht wurde. Der Abschied ist herzlich, ein fester Kontakt mit dem Hause Kekesfalva ist geschaffen, die Besuche wiederholen sich und Anton Hofmiller nimmt sich ein neues Leben vor, begeistert von der Einsicht, anderen Menschen nützlich sein und der gelähmten Edith ein bißchen Frohmot bringen zu dürfen. Die regelmäßigen Besuche bei seinen vornehmen neuen Freunden drohen ihn den Kameraden zu entfremden. Auf ihr Gewitz hin bleibt er eines Tages zum Tarock bei ihnen sitzen, anstatt ins Schloß hinauszufahren. Aber schon wird seine Abwesenheit dort ängstlich vermerkt. Ilona spürt ihm nach, und er muß seinen Besuch auf den nächsten Tag versprechen. Als er hinkommt, führt ihn der Diener auf den Aussichtsturm des Schlosses, der eigens für die Gelähmten mit einem Lift versehen wurde. Oben findet er Edith in ihrem Fahrstuhl schlafend. Unter seinen beobachtenden Blicken erwacht sie und begrüßt ihn erregt mit Vorwürfen. Sie brauche kein Mitleid, sie hasse das mitleidige Getöse ihrer Umgebung. Später nimmt Kekesfalva den jungen Leutnant beiseite und bittet ihn, vom Arze, der von Wien her zur Konsultation komme, etwas Bestimmtes über die Genesungsmöglichkeit seiner Tochter in Erfahrung zu bringen. Anton übernimmt den Auftrag. Dr. Condor erscheint, untersucht die Patientin und nimmt eine unerwartliche Veränderung an ihr wahr. Zuerst glaubt er, der Vater habe einen andern Arzt zugezogen, läßt sich dann aber von diesem beteuern, daß dies nicht der Fall sei.

Aber der alte Mann rührte sich nicht aus seiner Starre. Mit einem vollkommen leeren Blick sah er vor sich hin.

«Aber welche Kur?» — er stotterte und stammelte immer, wenn er in Aufregung geriet — «Welche neue Kur... Sie sprachen doch von irgendeiner neuen Kur... welche neue Kur wollen Sie versuchen?»

«Überlassen Sie das mir, lieber Freund, was ich versuche und wann ich's versuche — nur nicht drängen, nicht immer erzwingen wollen, was sich eben nicht zaubern läßt! Euer «Fall», wie man bei uns so unangenehm sagt, ist und bleibt die Sorge meiner Sorgen. Wir werden schon damit fertig werden.»

Der alte Mann blickte stumm und bedrückt. Ich sah, wie er sich nur mühsam bezwang, nicht doch und doch noch einmal eine seiner sinnlos-hartnäckigen Fragen zu tun. Auch Condor mußte etwas von diesem schweigenden Druck gespürt haben, denn er stand plötzlich auf.

«Und nicht wahr, erledigt die Sache für heute. Meinen Eindruck habe ich Ihnen gesagt, alles Weitere wäre Faselie und Gefunkler... Sie haben nur eines zu tun: nicht immer so verstört, so ängstlich um die Kranke herumzuschleichen. Und dann zum zweiten: gründlich auf Ihre eigenen Nerven achtzuhaben. Sie sehen ziem-

lich übermächtig aus, und ich fürchte, Sie bringen sich mit Ihrem Bohren und Wühlen mehr herunter, als Sie vor Ihrem Kind verantworten können. Am besten, Sie fangen gleich an, indem Sie sich heute abend früh zu Bett legen und ein paar Tropfen Baldrian vor dem Schlafengehen nehmen, damit Sie morgen wieder frisch sind. Das ist alles. Schluß der Ordination für heute! Ich rauche noch die Zigarre fertig, dann trabe ich weiter.

«Sie wollen wirklich... wirklich schon gehen?»

Doktor Condor blieb fest. «Jawohl, lieber Freund — Schluß für heute! Ich habe heute abend noch einen letzten, etwas abgeschundenen Patienten und dem habe ich einen ausgiebigen Spaziergang verordnet. Wie Sie mich sehen, stehe ich seit halb acht ununterbrochen auf den Beinen, den ganzen Vormittag bin ich im Krankenhaus gesteckt, es war das ein kurioser Fall, nämlich... Aber reden wir nicht davon... Dann in der Bahn, dann hier, und grad unsereiner muß sich die Lunge ab und zu auslüften, damit er den Kopf klar behält. Also, bitte, heute nicht Ihr Auto, ich bumle lieber zu Fuß hinein! Es ist ja wunderbarer Vollmond. Selbstverständlich will ich Ihnen damit den Herrn Leutnant nicht wegnehmen; der leistet Ihnen, wenn Sie trotz ärztlichen Verbots durchaus aufbleiben wollen, gewiß noch etwas Gesellschaft.»

Doch sofort erinnerte ich mich meiner Mission. Nein, erklärte ich eifrig, ich müße morgen besonders früh meinen Dienst antreten, ich hätte mich ohnehin schon längst empfehlen wollen.

«Nun, wenn's Ihnen recht ist, marschieren wir zusammen hinein.»

Jetzt leuchtete zum erstenmal ein Funke in Kekesfalvas aschfarbenem Blick auf: Der Auftrag! Die Frage! Die Erkundigung! Auch er hatte sich erinnert.

«Und ich gehe lieber gleich schlafen», sagte er mit unvermuteter Nachgiebigkeit, verstohlen dabei mir hinter Condors Rücken zublinkend. Die Mahnung war unnötig, ich spürte ohne dies die Pulse meiner Hand heftig an der Manschette. Ich wußte, jetzt begann mein Auftrag.

Wortlos waren wir bis zur Gittertür gelangt. Um sie zu schließen, mußten wir notwendigerweise zurückblicken. Wie mit bläulichem Phosphor gestrichen leuchtete die Front des Hauses, ein einziger Block blanken Eises, und derart vehement blendete das über-schwellige Mondlicht, daß man nicht unterscheiden konnte, welche der Fenster noch von innen beleuchtet waren und welche von außen. Erst der harte Zuschlag der Türklinke brach die Stille entzwei; gleichsam er-mutigt durch dies irdische Geräusch inmitten des geisterhaften Schweigens wandte sich Condor mir mit einer Unbefangenheit zu, die ich nicht erhofft hatte.

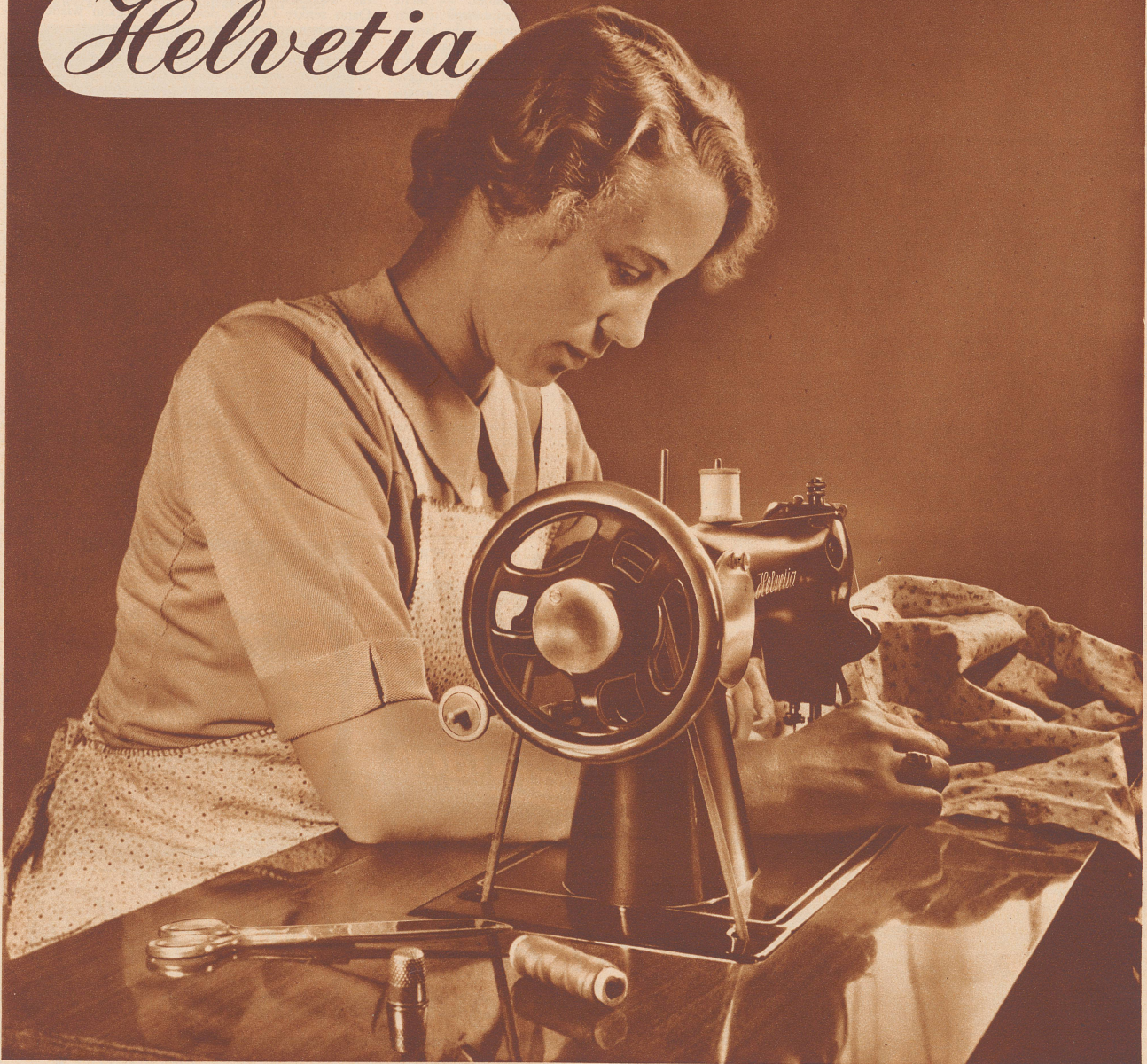
«Der arme Kekesfalva! Ich mach mir schon die ganze Zeit über Vorwürfe, ob ich nicht eben zu brüsk mit ihm gewesen bin.»

Wir waren unterdessen in die Allee getreten, deren Bäume sich mit schattendem Geflecht gegen das durch-sickernde Mondlicht zusammenbuschten. Um so greller leuchtete inmitten der Chaussee der eiweiße Kies, und diese helle Lichtrinne schritten wir beide entlang. Ich war zu respektvoll, um zu antworten, aber Condor schien mich gar nicht zu bemerken.

«Wissen Sie, das Schwere bei unserem Beruf sind gar nicht die Kranken; mit denen lernt man schließlich richtig umgehen, man kriegt eine Technik heraus. Und schließlich — wenn Patienten klagen und fragen und drängen, so gehört das einfach zu ihrem Zustand wie Fieber oder Kopfschmerz. Aber niemand macht unser-

(Fortsetzung Seite 1346)

Helvetia



Junge Mutter, das sind deine glücklichsten Stunden: wenn du voller Liebe und Hoffen um dein Kind besorgt bist. Seiner Wärme und Gesundheit gilt der Arbeitstakt, wenn du mit geschickten Händen den Stoff unter der emsigen Nadel führst. Darum nütze die stillen Stunden an der Nähmaschine; sie ist *deine Freundin fürs Leben!*

Bitte den Gutschein ausschneiden und mit genauer Adresse dem nächsten Helvetia-Laden zustellen:

BASEL: Steinvorstadt 60
BERN: Zeughausgasse 18

GENÈVE: 4, Rue de Rive
LAUSANNE: 12, Rue Haldimand

LUZERN: Grendel 6
ZÜRICH: Rennweg 12

Gutschein

DER „ZÜRCHER ILLUSTRIRTEEN“

für eine Broschüre HELVETIA
mit dem Aufsatz von
Rosa Neenschwander:
„Eine Freundin fürs Leben“

einem das Leben so sauer wie die Anverwandten, die Zugehörigen, die sich unerbittlicher zwischen den Arzt und den Patienten schieben und immer die «Wahrheit» wissen wollen. Alle tun sie, als ob momentan nur dieser eine Mensch krank wäre auf Erden und man einzig für ihn sich sorgen müßte, für ihn allein. Ich nehm Kekesfalva sein Gefrage wirklich nicht übel, aber wissen Sie, wenn Ungeduld chronisch wird, dann läßt einen manchmal die Geduld im Stich, zehnmal habe ich ihm erklärt, ich hätte jetzt einen schweren Fall in der Stadt, wo es auf Tod und Leben geht. Und obwohl er's weiß, telephoniert er doch Tag für Tag und drängt und drängt und will mit Gewalt sich eine Hoffnung erzwingen. Ein Glück, daß er nicht weiß, wie schlimm es steht.»

Ich erschrak. Es stand also schlimm! Offen und völlig spontan hatte mir Condor die Auskunft gegeben, die ich von ihm erschleichen sollte. In starker Erregung drängte ich nach:

«Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber Sie werden verstehen, daß mich das beunruhigt... ich hatte doch keine Ahnung, daß es so schlecht steht mit Edith...»

«Mit Edith?» Condor wandte sich mir ganz erstaunt zu. Er schien zum erstenmal zu bemerken, daß er zu einem andern gesprochen. «Wieso mit Edith? Ich hab doch kein Wort von Edith geredet... Sie haben mich völlig mißverstanden... Nein, nein, bei Edith ist der Zustand wirklich ganz stationär — leider noch immer stationär. Aber er macht mir Sorge, Kekesfalva, und immer mehr Sorge. Ist Ihnen nicht aufgefallen, wie sehr er sich in den letzten paar Monaten verändert hat? Wie schlecht er aussieht, wie er von Woche zu Woche mehr verfällt?»

«Ich kann das natürlich nicht beurteilen... ich habe erst seit einigen Wochen die Ehre, Herrn von Kekesfalva zu kennen und...»

«Ach so — richtig! Verzeihen Sie... dann konnten Sie's natürlich nicht beobachten... Aber ich, der ich ihn seit Jahren kenne, war für mein Teil heute ehrlich erschrocken, als ich zufällig auf seine Hände sah; ist Ihnen nicht aufgefallen, wie durchsichtig und knöchrig die sind — wissen Sie, wenn man viele Hände von Toten gesehen hat, dann bestirzt einen diese

gewisse Art bläulicher Farbe immer an einer lebendigen Hand. Und dann... seine rasche Rührseligkeit gefallt mir nicht: bei dem geringsten Gefühl werden ihm die Augen feucht, bei dem kleinsten Sich-Aengsten löscht ihm die Farbe aus. Gerade bei Männern, die früher so griffig und energisch waren wie Kekesfalva, wirkt ein solches Sichnachgeben bedenklich. — Nein, nein, Herr Leutnant, Sie haben mich mißverstanden — nicht Edith, sondern er bereitet mir die Hauptsorge... ich fürchte, der alte Mann macht es nicht mehr lang.»

Ich war ganz niedergeschmettert. Daran hatte ich nie gedacht. Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt und hatte noch keinen nahen Menschen sterben sehen. So konnte ich den Gedanken gar nicht gleich erfassen, jemand, mit dem man eben zu Tisch gesessen, mit dem man gesprochen, getrunken, könne morgen schon starr liegen in seinem Leichenlaken. Gleichzeitig spürte ich an einem feinen plötzlichen Stich in der Herzgegend, daß ich diesen alten Mann wirklich liebgewonnen hatte. In meiner ergriffenen Verlegenheit wollte ich nur irgend etwas entgegenen.

«Entsetzlich», sagte ich, ganz benommen, «das wäre ja ganz entsetzlich. Ein so vornehmer, ein so großzügiger, ein so gütiger Mensch — wirklich der erste wirkliche Edelmann, der erste richtige Magnat, dem ich begegnet bin...»

Aber da geschah etwas Ueberraschendes. Condor blieb mit so jähem Ruck stehen, daß auch mir unwillkürlich der Fuß stockte. Er sah mich starr an, die Augen gläser blitzten im brüskem Herüberwenden. Erst nach zwei oder drei Atemzügen fragte er ganz verblüfft:

«Ein Edelmann?... Ein Magnat?... Kekesfalva? Verzeihen Sie, lieber Herr Leutnant... aber meinen Sie das... wirklich im Ernst... das mit dem echten ungarischen Edelmann?»

Ich begriff die Frage nicht ganz. Ich hatte nur das Gefühl, etwas Törichtes gesagt zu haben. So äußerte ich verlegen:

«Ich kann ja bloß von mir aus urteilen, und zu mir hat sich Herr Kekesfalva bei jeder Gelegenheit von der vornehmsten und gütigsten Seite gezeigt... man hatte uns beim Regiment die ungarischen Magnaten immer

als besonders hochfahrend geschildert... Aber... ich bin nie einem gütigeren Menschen begegnet... ich... ich...»

Ich verstummte, weil ich spürte, daß Condor mich noch immer von der Seite mit Aufmerksamkeit betrachtete. Sein rundes Gesicht schimmerte im Mond, übergroß blitzten die beiden Gläser, hinter denen ich die suchenden Augen nur undeutlich wahrnahm. Dann senkte Condor den Kopf, begann wieder auszusprechen und murmelte wie zu sich selbst:

«Sie sind aber wirklich... ein merkwürdiger Mensch — verzeihen Sie, ich meine das durchaus nicht im üblen Sinne. Doch das ist in der Tat merkwürdig, das müssen Sie mir selbst zugeben, sehr merkwürdig... Sie kommen jetzt, wie ich höre, schon einige Wochen ins Haus. Sie leben außerdem in einer Kleinstadt, in einer Hühnersteige und einer gewaltig gackernden dazu — und nehmen Kekesfalva für einen Magnaten... Haben Sie denn niemals unter Ihren Kameraden gewisse... ich will nicht sagen abfällige — nun, immerhin Bemerkungen gehört, daß es mit seinem Edelmannstum nicht so weit her ist?... Irgend etwas muß man Ihnen doch zugetragen haben.»

«Nein», erwiderte ich energisch und spürte, daß ich begann, zornig zu werden.

«Sonderbar», murmelte Condor. «Sonderbar. Ich glaube immer, er habe in seiner Beschreibung Ihrer Person übertrieben. Und daß ich's Ihnen offen sage — es ist ja anscheinend heut mein Tag der falschen Diagnosen — ich war ein bißchen mißtrauisch gegen seinen Enthusiasmus... Ich konnte es nicht recht glauben, daß Sie nur hingegangen wären wegen des Mißgeschicks bei der Tanzerei und dann immer wieder gekommen seien einfach aus Sympathie, aus Anteilnahme. Sie wissen ja nicht, wie der alte Mann ausgebeutet wird — und ich hatte mir vorgenommen (worum soll ich's Ihnen nicht sagen), herauszukriegen, was Sie eigentlich in dieses Haus zieht. Ich dachte mir, entweder ist das ein sehr — wie soll ich's höflich ausdrücken — ein sehr absichtsvoller Bursche, der sich seine Wolle scheren will, oder wenn er's ehrlich meint,

(Fortsetzung Seite 1348)



Patentex
das seit 30 Jahren bewährte
Frauenschutz-Präparat
Von Aerzten begutachtet.
Vollständige Packung Fr. 5.50
Ergänzungstube Fr. 5.—
Erhältlich in allen Apotheken.
Aufklärenden Prospekt erhalten Sie
kostenlos in Ihrer Apotheke
Patentex-Vertrieb, Zürich 8, Dufourstr. 176

SCHERK
Erst Rasieren — dann:
TARR
KEINE TROCKENE HAUT · KEINE INFEKTION · KEINE FLECHTEN · KEIN SPANNEN
Für die Frau
Pyramidon
DIE SCHMERZSTILLENDE TABLETTE
BAYER

Fräulein
ein Passagier bitte — ich trinke
gern ein Tafelwasser, das nicht
aufstößt... Also
Passagier

DP 0088 a



Solch zarte Wollsachen
wollen gut behandelt sein.

Denken Sie daran, dass Persil Ihnen recht lange die Freude am Tragen der schönen Schals und bunten Jacken erhält. Im milden Persilbad mehrmals durchgedrückt, erhalten diese empfindlichen Stücke ihre Weichheit und Frische zurück.

Henkel & Cie. A. G., Basel

Wolle bleibt weich und warm mit **Persil**

dann muß es ein innerlich sehr junger Mensch sein, denn nur auf junge Menschen übt das Tragische und Gefährliche eine so merkwürdige Anziehung aus. Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie ihm und diesem armen Kind so viel Freundschaft bezeugt haben. Was Ihnen man immer auch zutragen sollte, darf Sie nicht irremachen; es hat wirklich keinen Bezug zu dem rührenden, dem erschütternden Menschen, der Kekesfalva heute ist.»

Wir gingen vier, fünf Minuten völlig schweigend nebeneinander, ein Wagen kam uns entgegen, wir mußten zur Seite treten, und der bäurische Kutscher starrte neugierig auf das sonderbare Paar, auf den Leutnant neben dem kleinen, dicklichen, bebrillten Herrn, die da zusammen spät nachts auf der Landstraße schweigend promenierten. Wir ließen den Wagen vorbeigehen, dann wandte Condor sich plötzlich mir zu.

«Hören Sie, Herr Leutnant. Halb getane Dinge und halb ausgesprochene Andeutungen sind immer von Uebel; alles Böse in dieser Welt kommt von der Halbheit. Vielleicht ist mir bereits zu viel über die Lippen gerutscht und ich möchte keinesfalls, daß Sie in Ihrer guten Gesinnung irritiert werden. Andererseits habe ich Sie schon zu neugierig gemacht, als daß Sie sich nicht bei andern erkundigen würden, und ich muß leider befürchten, daß man Sie nicht sehr wahrheitsgetreu informieren wird. Wenn Sie es also wirklich interessiert, einiges über unsern Freund zu erfahren, Herr Leutnant, so stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.»

«Aber selbstverständlich.»
Condor zog die Uhr. «Dreiviertel elf. Da bleiben uns noch zwei geschlagene Stunden. Mein Zug geht erst um ein Uhr zwanzig. Aber ich glaube nicht, daß sich derlei Dinge gut auf der Landstraße erzählen lassen. Vielleicht wissen Sie irgendwo eine stille Ecke, wo man sich ruhig aussprechen kann.»

Ich überlegte. «Am besten die „Tiroler Weinstube“ in der Erzherzog-Friedrich-Straße. Die hat kleine Logen, in denen man ganz ungestört bleibt.»

«Famos! Wird schon das richtige sein», antwortete er und beschleunigte wieder seinen Schritt.

Jene «Tiroler Weinstube» war ein gemütliches kleines Lokal mit einem leisen Strich von Anrüchlichkeit. Untadelig waren dagegen in diesem dubiosen Lokal der körmige Terlaner und Muskateller, die man in jener unteren Stube ausschente; allabendlich saßen hier behaglich die Bürger an den schweren, ungedeckten Holzstischen beisammen und beredeten bei einigen Vierteln mehr oder minder heftig die obligaten Gemeinde- und Weltangelegenheiten. Rings um diesen rechteckigen, etwas vulgären Raum, der den biederen Trinkern zu-

gehörte, die nichts anderes hier suchten als ihren Wein und ihr dumpfes Beisammensein, war, um eine Stufe erhöht, eine Galerie von sogenannten «Logen» eingebaut, die gegeneinander durch ziemlich dicke und schalldichte, überflüßigerweise auch mit Brandmalerei und einfältigen Trinksprüche geschmückte Holzwände isoliert waren. Nach dem Mittelraum hin deckten dicke Portieren die acht Kojen so völlig ab, daß man sie beinahe als Chambres séparées ansprechen konnte, und diesem Zwecke dienten sie auch bis zu einem gewissen Grade.

Daß man eine solche Loge bloß zu ungestörtem Gespräch benutzen wollte, dürfte sich in den Annalen jener Weinstube nicht oft ereignet haben. Aber mir war es peinlich, bei den verheißenen Aufklärungen Doktor Condors durch den Gruß oder die Neugier eintretender Kameraden gestört zu werden oder beim Kommen eines Ranghöheren gehorsamst aufspringen zu müssen. Niemand von unserem Regiment war anwesend, und sämtliche Logen standen uns zur Auswahl bereit.

Offenbar um jedes weitere Kommen der Kellnerin auszuschalten, bestellte Condor unverzüglich einen Doppelliter hellen Weins, bezahlte ihn sofort und warf dem Mädchen ein so kräftiges Trinkgeld hin, daß es mit einem dankbaren «Wohl bekomm's» für immer verschwand. Condor schenkte ein, zuerst mir eines der hohen Stutzengläser, dann sich ein Glas, an einer gewissen Besinnlichkeit in seinen Bewegungen merkte ich, daß er alles, was er mir sagen (und vielleicht auch, was er mir verschweigen) wollte, innerlich vorausdisponierte. Als er sich dann mir zuwandte, war das Schläfrige und Behäbige, das mich früher an ihm so verdrossen hatte, völlig gewichen. Sein Blick war ganz konzentriert.

«Am besten, wir fangen am Anfang an und lassen zunächst vollkommen den adligen Herrn Lajos von Kekesfalva aus dem Spiel. Denn den gab es damals noch gar nicht. Es gab keinen Gutsbesitzer im schwarzen Rock und mit goldener Brille, keinen Edelmann oder gar Magnaten. Es gab nur, in einem jämmerlichen Dorf an der ungarisch-slowakischen Grenze, einen engbrüstigen, scharfäugigen, kleinen Judenjungen, der Leopold Kanitz hieß und den man, glaube ich, allgemein nur Lämmel Kanitz nannte.»

Ich mußte aufgefahren sein oder sonstwie äußerste Ueberraschung verraten haben, denn auf alles war ich gefaßt gewesen, nur auf dies nicht. Aber Condor fuhr mit lächelnder Selbstverständlichkeit fort:

«Ja, Kanitz, Leopold Kanitz, ich kann's nicht ändern; erst viel später hat man auf Antrag eines Ministers den Namen so klangvoll magyarisirt und mit einem Adelsprädikat geschmückt. Schließlich — wie sollten

Sie junger Mensch das wissen, es ist überdies schrecklich viel Wasser die Leitha hinabgelaufen, seit dieser Dreikäschoch, dieser scharfäugige, verschmitzte Judenbub dort den Bauern auf Pferde oder Wagen achtgab, während sie im Wirtshaus soffen, oder für eine Handvoll Kartoffeln den Marktweibern ihre Körbe nach Hause schleppte.

Kekesfalvas oder vielmehr Kanitzens Vater war also keineswegs ein Magnat, sondern ein hundearmer, schläffengelockter jüdischer Pächter einer Brantweinschenke an der Landstraße knapp vor jenem Städtchen. Die Holzfäller und Kutscher hielten dort morgens und abends an, um sich vor oder nach der Fahrt durch den Karpathenrost mit einem oder mehreren Gläsern siebzuggrädigen Schnapses einzuziehen. Manchmal fuhr ihnen dabei das flüssige Feuer zu scharf in die Sinne; dann schlugen sie die Sessel und Gläser entzwei, und bei einem solchen Randal bekam Kanitzens Vater seinen tödlichen Knacks. Ein paar Bauern, die besoffen vom Markte kamen, begannen eine Keilerei, und als der Brantweinschenker, um seine kärgliche Einrichtung zu schützen, sie auseinanderkriegen wollte, schmiß einer, ein Riesenkern von einem Kutscher, ihn so hart in die Ecke, daß er stöhnend liegen blieb. Von diesem Tage an spuckte er Blut, ein Jahr später starb er im Spital. Geld blieb keines zurück, die Mutter, eine tapfere Frau, brachte sich und die kleinen Kinder als Wäscherin und Hebamme durch. Nebenbei hauierte sie noch, und da trug ihr Leopold auf seinem Rücken die Packen nach. Außerdem kratzte er, wo er konnte, ein paar Kreuzer zusammen; beim Kaufmann half er als Laufjunge, von Dorf zu Dorf als Botengänger. In einem Alter, in dem andere Kinder noch vergnügt mit Glaskugeln spielten, wußte er schon genau, was alles kostet, wo und wie man kauft und verkauft, wie man sich nützlich und unentbehrlich macht; überdies fand er noch Zeit, etwas zu lernen. Der Rabbiner unterrichtete ihn im Lesen und Schreiben, und er begriff so flink, daß er mit dreizehn Jahren schon gelegentlich als Schreiber bei einem Advokaten aushehlen konnte und den kleinen Krämer für ein paar Kreuzer ihre Eingaben und Steuerzettel verfaßte. Schon damals schüttelten die Alten der Gemeinde billigend ihre Bärte und prophezeiten, aus diesem Jüngling würde etwas werden.

Wie er es dann angefangen hat, von dem slowakischen Dorf wegzukommen und nach Wien, weiß ich nicht. Aber als er in seinem zwanzigsten Jahr hier in der Gegend auftauchte, war er bereits Agent einer angesehenen Versicherungsgesellschaft, und gemäß seiner Unermüdlichkeit legte er dieser seiner offiziellen Tätigkeit noch hundert kleine Geschäfte zu.

Keine Hautmüdigkeit mehr!

Hedwig verrät Susi das Geheimnis ihrer Schönheit.

EINIGE WOCHEN SPÄTER....

Einfach blendend, wie Du jetzt immer aussiehst, Susi....

...schon wieder eine Absage von Rudi, ich glaube er liebt mich nicht mehr, Mutter.

...Du siehst aber auch immer so schlecht aus Susi - das dürfte der Grund sein.

Rudi liebt mich nicht mehr und Mutter glaubt mein schlechter Teint sei daran schuld....

...mach's doch wie ich, Susi, nimm LUX TOILETTE-SEIFE, sie allein erhält meinen Teint so schön und frisch.

Der guten LUX TOILETTE-SEIFE verdankt Susi ihr Glück. LUX TOILETTE-SEIFE beseitigt Hautmüdigkeit, jenes durch die Einflüsse von Witterung und Beruf bedingte Schlafwerden der Haut. Der milde LUX-Schaum reinigt und belebt den Teint und erhält ihn jugendfrisch. Erst warm mit Seife waschen, dann kalt spülen.

50

CTS.

LUX TOILETTE-SEIFE

LTS 118-098 SG

Erst duldete man ihn. Bald begann man ihn zu bemerken und sogar schon zu brauchen. Denn er wußte von allem und kannte sich in allem aus; da war eine Witwe, die eine Tochter zu verheiraten suchte, sofort improvisierte er sich als Heiratsvermittler; dort einer, der nach Amerika auswandern wollte und dazu Auskünfte und Papiere brauchte: Leopold brachte sie zusammen. Außerdem kaufte er alte Kleider, Uhren, Antiquitäten, schätzte und tauschte Felder und Waren und Pferde, und wenn ein Offizier Bürgschaft brauchte, schaffte er sie herbei. Von Jahr zu Jahr erweiterten sich gleichzeitig seine Kenntnisse und sein Wirkungskreis.

Mit solcher Unermüdlichkeit und Zähigkeit verdient man allerhand. Doch richtige Vermögen entstehen immer nur durch eine besondere Relation zwischen Einnahmen und Ausgaben, zwischen Verdienst und Verbrauch. Dies nun bildete das andere Geheimnis im Aufstieg unseres Freundes Kanitz, außer daß er eine ganze Reihe Verwandte unterstützte und den Bruder studieren ließ. Die einzige wesentliche Anschaffung, die er sich überhaupt für seine Person geleistet, war ein schwarzer Rock und jene Ihnen wohlbekannte vergoldete Doubletbrille, mittels welcher er sich bei den Bauern das Ansehen eines «Studierten» erwarb.

Daß einer, der zugleich fleißig, klug und sparsam ist, über kurz oder lang zu Geld kommt, scheint mir aber keiner besonderen philosophischen Betrachtung bedürftig und außerdem nicht bewundernswert; wir Aerzte wissen schließlich am besten, daß in den entscheidenden Augenblicken einem Menschen sein Bankkonto wenig hilft. Wirklich imponiert hat mir bei unserem Kanitz von Anfang an sein geradezu dämonischer Wille, zugleich mit seinem Vermögen auch seine Kenntnisse zu vermehren. Die ganzen Nächte auf der Bahn, jede freie Stunde im Wagen, im Gasthof, auf der Streife las und lernte er. Er studierte alle Gesetzbücher, Handelsrecht wie Gewerberecht, um sein eigener Anwalt zu sein, er verfolgte die Auktionen in London und Paris wie ein professioneller Antiquar und war versiert in allen Anlagen und Transaktionen wie ein Bankier; so ergab es sich von selbst, daß seine Geschäfte allmählich immer größeren Stil annahm. Aber noch immer — und er hatte damals vielleicht schon eine Viertel-, vielleicht eine halbe Million Kronen im Vermögen — hielten ihn die Leute hierzulande für einen unbeachtlichen Agenten, und man grüßte «den» Kanitz auf der Gasse noch immer höchst lässig zurück bis er seinen großen Coup machte und mit einem Schläge aus Lämmel Kanitz der Herr von Kekesfalva wurde.» Condor unterbrach. «So! Was ich Ihnen bisher berichtete, weiß ich nur aus zweiter Hand. Diese letzte Ge-

schichte aber weiß ich von ihm selbst. Er hat sie mir in der Nacht erzählt, als wir nach der Operation seiner Frau in einem Zimmer des Sanatoriums von zehn Uhr abends bis ins Morgengrauen warteten. Von hier an kann ich mich für jedes Wort verbürgen, denn in solchen Augenblicken lügt man nicht.»

Condor nahm langsam und nachdenklich einen kleinen Schluck, ehe er sich eine neue Zigarre anzündete; ich glaube, es war schon die vierte an diesem Abend, und dieses unaufhörliche Rauchen fiel mir auf.

«Diese Geschichte, wie Leopold oder Lämmel Kanitz der Besitzer und Herr von Kekesfalva wurde, beginnt in einem Personenzug von Budapest nach Wien. Obwohl schon zweiundvierzig Jahre alt und angegrauten Haars, verbrachte unser Freund in jenen Jahren die Nächte noch immer zumeist auf Reisen — Geizige sparen auch mit der Zeit — und ich muß nicht betonen, daß er ausnahmslos dritte Klasse fuhr. Dort drückte er sich in die Coupéecke, längst gewohnt, auch im sitzen zu schlummern; daß man kein Bett braucht für die Nacht und keine Bequemlichkeit für den Schlaf, hatte der kleine Lämmel schon als Kind gelernt.

Diesmal aber schlief unser Freund nicht ein, denn noch drei andere Leute saßen im Abteil und erzählten von Geschäften. Und wenn Menschen von Geschäften erzählten, konnte Kanitz nicht weghören.

Eigentlich war er schon ganz nah daran gewesen, einzudämmern, aber das Stichwort, das ihn aufschreckte wie ein Pferd, wenn es die Trompete hört, war eine Zahl: «Denken Sie, eigentlich nur durch seine faustdicke Dummheit hat dieser Glückspilz sechzigtausend Kronen auf einen Hieb verdient.»

Was sechzigtausend? Wer sechzigtausend? — Sofort war Kanitz ganz wach, als hätte ihm ein eiskalter Guß den Schlaf von den Augen geschreckt. Wer hat sechzigtausend verdient und wie — das mußte er doch herausbekommen. Selbstverständlich hütete er sich wohl, den drei Mitreisenden sein Zulauschen zu verraten. Im Gegenteil: er zog die Kappe noch etwas tiefer in die Stirn, damit der Schatten seine Augen gänzlich verdeckte und die andern glauben sollten, er schlief.

Der junge Mensch, der so heftig erzählte und jenen Trompetenstoß der Entrüstung ausgestoßen, dank dessen Kanitz munter geworden war, stellte sich als der Schreiber eines Wiener Anwalts heraus, und sein Ärgern über den riesigen Schnapp seines Chefs ließ ihn ganz aufgeregt perrieren.

«Und dabei hat der Kerl die Sache von Grund aus verzapft und verlüdelt! Wegen einer ganz dummen Tagsatzung, die ihm vielleicht fünfzig Kronen einge-

tragen hat, ist er einen Tag später nach Budapest gekommen, und inzwischen hat sich die dumme Kuh bis über die Ohren einseifen lassen. Alles hat wunderbar geklappt — einwandfrei das Testament, die besten Schweizer Zeugen, zwei unantastbare ärztliche Gutachten, daß die Orosvár bei der Testamentsabfassung im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte gewesen ist. Nie hätte die Schwefelbände von Großneffen und angeheirateten Pseudoverwandten nur einen kupfernen Heller bekommen trotz der Skandalartikel, die ihr Advokat in die Nachmittagsblätter schob, und so totsicher war mein Ochs von Chef, daß er, weil doch erst Freitag die Verhandlung sein sollte, seelenruhig noch einmal nach Wien zu einer blöden Tagsatzung fährt. Inzwischen schiebt sich dieser schlaue Lump, dieser Wiezner, an sie heran, macht, er, der Advokat der Gegenseite, ihr einen Freundschaftsbesuch, und die einfältige Kuh kriegt es mit den Nerven — «Ich möchte doch gar nicht so schrecklich viel Geld, ich möchte doch nur meinen Frieden» — parodierte er, irgend eine norddeutsche Mundart nachahmend — «Ja, ihren Frieden, den hat sie jetzt, und die andern völlig unnötigerweise drei Viertel ihrer Erbschaft! Ohne abzuwarten, bis mein Chef kommt, unterschreibt dieses Trottelweib einen Ausgleich, den blödesten, den dümmsten Ausgleich seit Joriget; der eine Federstrich hat sie gut eine halbe Million gekostet.»

«Und nun passen Sie auf, Herr Leutnant», wandte sich Condor mir zu: «Während dieser ganzen Philippika saß unser Freund Kanitz wie ein ingerollter Igel stumm in der Ecke, die Kappe bis knapp an die Augenbrauen gezogen, und paßte wie ein Haftelmacher auf jedes Wort. Er verstand sofort, um was es ging, denn der Prozeß Orosvár — ich setze hier einen falschen Namen ein, weil der wirkliche zu geläufig ist — bildete damals die Headline aller ungarischen Zeitungen und tatsächlich eine tolle Affäre; ich berichte sie nur kurz.

Die alte Fürstin Orosvár, schwerlich schon irgendwo aus der Ukraine gekommen, hatte ihren Mann um gute fünfunddreißig Jahre überlebt. Zah wie Leder und böse wie ein Wiedehopf, seit ihr die einzigen zwei Kinder in derselben Nacht an Diphtherie gestorben waren, haßte sie von ganzem Herzen alle andern Orosvárs, weil sie ihre armen Dinger überlebten; es scheint mir wirklich glaubhaft, daß sie nur aus Bosheit und aus Dépit, ihre ungeduldigen Neffen und Großnichten nicht erben zu lassen, vierundachtzig Jahre alt geworden ist. Wenn sich einer von der erblühtesten Verwandtschaft bei ihr meldete, empfing sie ihn nicht, selbst der lebenswürdigste Brief von der Familie flog unbeantwortet unter den Tisch.

(Fortsetzung folgt)

Togal
bringtr rasche Hilfe bei:
Gelenk- und Gliederschmerzen, Hexenschuß, Rheuma, Ischias, Nervenschmerzen, Erkältungs-Krankheiten. Togal löst die Harnsäure! Stark bakterientöndend! Wirkt selbst in veralteten Fällen! 7000 Ärzte-Gutachten! Ein Versuch überzeugt! Fr. 1.60. In allen Apotheken erhältlich!

CAPRI Die Insel, die man nie vergißt! Herrl. Aufenthalt HOTEL PAGANO, VITTORIA und GERMANIA Prospekte unentgeltlich durch die Hoteldirektion

TANGEE BEWEIST MIR, DASS EIN LIPPENSTIFT MEHR ALS NUR ROTE FARBE SEIN MUSS. TANGEE VERÄNDERT SICH NÄMLICH AUF MEINEN LIPPEN SOFORT ZU DER FÜR MICH ALLEIN PASSENDEN FARBE!



Tangee ist kein gewöhnlicher Lippenstift, denn Tangee wohnt das einzigartige Farbenwechselprinzip inne. Im Stift ist Tangee orange-farbig, aber auf Ihren Lippen nimmt er wunderbarerweise die Ihrem Teint entsprechende Farbe an. Tangee verhindert Sprödigkeit der Lippen und erhält sie dank des Spezial-Crème-Gehaltes weich und geschmeidig.



Gesichtspuder und natürliches Rouge-Blond
* Tangee-Gesichtspuder verleiht Ihrem Gesicht ein anmutiges, natürliches Aussehen. Sie erscheinen nicht mehr gepudert.
* Auch Ihre Wangen sollten natürlich wirken. Mit Tangee-Rouge — in fester oder Crèmeform — können Sie ihnen eine natürliche, reizvolle Farbe geben.



Warten Sie sich vor! Sie werden ein Tangee-Verfälscher sein! Sie werden natürlich Tangee-Nachahmer sein! Warten Sie sich vor! Sie werden ein Tangee-Verfälscher sein! Sie werden natürlich Tangee-Nachahmer sein!

der weltberühmte Lippenstift **TANGEE** macht mit dem gemalten Aussehen Schluss

EN GROS: O. BURKART, QUAI PERDONNET 30, VEVEY

H. Gfeller



Perlen

Erhalten Sie Ihre schönen, natürlichen Zähne durch einebestmögliche Pflege. Verwenden Sie eine **IMPLATA**, die wirksamere, hygienischere Zahnbürste mit den verankerten Borsten.



IMPLATA
Zahnbürste mit Metallplatte



ANTISEPTISCH ASEPTISCH

• Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass die Zahnseife **GIBBS** unbedingt keimfrei ist und bleibt. Keine Mikroben können auf ihrer Oberfläche leben.



R. S. K. 37